

Was uns gefällt

Unsere Empfehlungen



Die CD

Felix Weingartner (1863–1942) war unbestritten einer der großen Dirigenten seiner Zeit, Nachfolger von Gustav Mahler als Direktor der Wiener Oper, langjähriger leitender Dirigent der heutigen Wiener Philharmoniker. Als Komponist ist er bis heute unbekannt, obwohl er selber darin das Zentrum seines Schaffens sah. Das Label CPO hat nun, nach Orchester- und Kammermusik, „Die Dorfschule“ herausgebracht, Weingartners vorletzte, 1920 uraufgeführte Oper: als Mitschnitt einer konzertanten Aufführung der Deutschen Oper Berlin.

„Die Dorfschule“ ist ein weiterer Beleg für die Verzauberung deutschsprachiger Künstler jener Zeit durch fernöstliche Kulturen, die ja ein wesentliches Element des Jugendstils ist. Bemerkenswert an dieser nur 45-minütigen Oper ist allerdings weniger der routinierte, gelegentlich auch originelle Umgang mit Orchesterfarben zur Vorspiegelung eines japanischen Klangbildes, sondern die

Bauform des Mittelteils. Hier arbeitet Weingartner auf Basis eines alten japanischen Theaterstücks mit echtem Suspense, baut fast thrillerartig Spannung auf. Es geht um Ehre, Politik und die willkürliche Hinrichtung eines Kindes. Zwanzig Minuten hört man gefesselt zu, weil man tatsächlich wissen will, was kommt. In wie vielen Opern gibt es das?

Das Ende hingegen duftet streng nach Richard Strauss. Nur dass der Meister aus Garmisch nie einem Tenor die Möglichkeit gab, sich derart zu verströmen, wie Clemens Bieber es hier tun darf. Wie alle an dieser anspruchsvollen Produktion Beteiligten tut er es auf hohem Niveau.

Andreas Falentin

Felix Weingartner: Die Dorfschule
Ensemble und Orchester der Deutschen Oper Berlin,
ML: Jacques Lacombe
CD, AD: 2012, CPO777813-2,
EAN: 761203781324



Das Buch

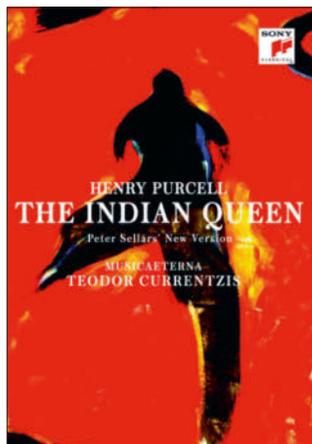
Von 1956 bis 1958 habe ich als Student in München das Theater für mich entdeckt mit Fritz Kortner und Schauspielern wie Therese Giehse, Karl Paryla oder Curt Bois, alle aus dem Exil zurückgekehrt. Danach Heidelberg, und ich dachte, oje, Provinztheater. Wie habe ich mich getäuscht. Ich traf auf Hansgünther Heyme, einen jungen Schauspieler und Regisseur am Theater Heidelberg. Ich sah ihn als Ferdinand in „Kabale und Liebe“, war fasziniert von seiner Inszenierung des „Hinkemann“ von Ernst Toller. Nun ist zu seinem 80. Geburtstag am 22. August 2015 ein großformatiger Text- und Bildband über ihn erschienen, der da einsetzt, wo ich ihn kennengelernt habe. Auch er hat Kortner-Aufführungen gesehen, sein Mentor aber wurde Erwin Piscator, ebenfalls ein zurückgekehrter Emigrant.

Heyme war mehrmals Regieassistent bei ihm. Piscator hat ihm Toller nahegebracht, der in den Zwanzigerjahren oft Autor für ihn war. Von Heymes „Hinkemann“-Premiere war er begeistert. Damals hat Heyme

auch Peter Lorre getroffen, in der Weimarer Republik ein Lieblingsdarsteller Piscators, der bei Mannheim gerade seinen Film „Der Verlorene“ drehte. Heyme ist ein gutes Beispiel für politisch und ästhetisch wache Theaterleute, die nach 1945 Anregungen aus der Weimarer Republik aufgenommen haben. Nach der Heidelberger Zeit habe ich den Weg Heymes mehr aus der Ferne verfolgt, er wird in diesem Band ausführlich dargestellt. Heyme selbst steuert mehrere Texte bei, Kollegen und Kritiker beschreiben und analysieren seine Theaterkunst. Peter Iden nennt ihn einen Extremisten der Szene. Immer wieder hat sich Heyme mit den großen Theaterfiguren der Antike und der Klassik auseinandergesetzt, ohne deswegen die Dramatik der Gegenwart zu vernachlässigen.

Wilhelm Roth

Peter W. Marx, Harald Müller (Hg.): Theater! Arbeit! Heyme! Der Schauspieler, Regisseur und Intendant Hansgünther Heyme. Verlag Theater der Zeit, Berlin 2015, 192 S., zahlr. Abb., 20 Euro



Die DVD

Eins der letzten Projekte des genialen Opernmanagers Gerard Mortier führte Peter Sellars, den fröhlichen Intellektuellen des nordamerikanischen Theaters, und den Dynamik-Schamanen Teodor Currentzis, den Shootingstar der internationalen Klassikszene, in Madrid zusammen. Beide sind nicht eben für ihre demütige Herangehensweise berühmt. So kann es wenig überraschen, dass unter ihren Händen der 45-minütige Torso von Purcells letzter Semi-Opera zum gut dreistündigen Bilderbogen wird, angereichert mit viel werkfremder Musik des „Orpheus Britannicus“ und einem Roman der nicaraguanischen Autorin Rosario Aguilar über die Auslöschung der Maya-Zivilisation (bei Purcell geht es eher um innerindianische Konflikte).

Obwohl aufgrund der Bauform der dramatische Atem streckenweise fehlt und obwohl häufig, etwa in der naiv anmutenden Ausstattung oder den von Pathos durchglühten Deklamationen

von Maritxell Carrero, zumindest die Grenze zum Kitsch deutlich sichtbar wird, fasziniert dieser Abend. Peter Sellars liefert neben der von ihm gewohnten, leichtfüßig daherkommenden esoterischen Überformung eine ausgefeilte und authentisch wirkende Bewegungs- und Gesetzenregie. Alle Bühnenakteure sind bei der Sache wie selten. Die herrlich leicht ansprechende Stimme des Counters Vince Yi oder das leidenschaftliche Gesicht der die Titelrolle verkörpernden Julia Bullock brennen sich ins Gedächtnis, und die Sensibilität von Currentzis und seinen Kollektiven im Umgang mit Purcells ungeheuer nuanciert abgeschattierten Melancholiefarben macht staunen.

Andreas Falentin

Henry Purcell: The Indian Queen

Teatro Real Madrid, 2013

Musica Aeterna,

ML: Teodor Currentzis

I: Peter Sellars,

Ausstattung: Gronk

DVD, 198 min.,

Sony, 888750495198



Eric Gauthier und seine Arbeit in Stuttgart sind in einem 3sat-Porträt näher zu besichtigen

Der TV-Tipp

Stuttgart, oho, da denkt man an Autos der Luxus-, Feinstaubbelastung der Extra-, Wirtschaftsboom der Sonder- und Ballett der Spitzentanzklasse. Aber mit Tänzer, Sänger, Choreograph Eric Gauthier hat man auch einen kanadischen Tausendsassa des modernen Balletts in der Stadt, sodass die *Stuttgarter Zeitung* jubilierte: Seine „Arbeit gilt als Inbegriff der Stuttgarter Originalität, als Beweis, dass aus dem vergleichsweise reichen Süden anderes als Saturiertes zu erwarten ist“. Gauthier scheint alles richtig zu machen. Seit 20 Jahren freiwillig Baden-Württemberger, tanzte er über elf Jahre am Stuttgarter Staatsballett und nutzte 2007 am *Theaterhaus* die Chance, eine eigene kleine Company zu gründen. Die Vorstellungen von *Gauthier Dance* sind seither regelmäßig ausverkauft. Mehr als 100 Auftritte absolviert die Company weltweit im Jahr. Kürzlich hat ihr Chef sein Engagement bis Ende 2022 verlängert. Wie der Sunnyboy es mit Witz und perfektionswilliger Kreativität versteht, Menschen für zeitgenössischen Tanz zu

begeistern, versuchten Fernsehjournalistin Elisabeth Hamberger und Kameramann Fritz Moser herauszubekommen. Sechs Monate im Herbst und Winter 2014 begleiteten sie ihn und sein Ensemble bei den Proben im Ballettsaal, daheim im Theaterhaus, im Altenheim mit dem *Gauthier Dance Mobil*, inmitten von 130 Kindern und auf einem Gastspiel in Moskau. Gauthiers Mama erzählt davon, wie ihr Sohn neunjährig bei einer „Cats“-Aufführung beschloss, Ballettschüler zu werden. Künstlerkollegen erzählen, was daraus wurde. Und er selbst gewährt private Einblicke. Im Anschluss an den Dokumentarfilm sind Ausschnitte einiger Tanzstücke der Company zu sehen – beispielsweise Christian Spucks „Poppea/Poppea“ im Rockoper-Design und wie Ballett-Altmeister Hans van Manen in „Black Cake“ die Theaterhaus-Bühne in einen Ballsaal verwandelt.

Jens Fischer

„Dancing Beyond – Eric Gauthier und seine Company“
3sat, Sonntag, 13. März 2016,
11:15 Uhr

Weitere Empfehlungen unter:
www.die-deutsche-buehne.de/#Home-Logenplatz

